Das mittelhochdeutsche Gedicht

vom

Mönch Felix.

Kap. I—III A 2.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

von der philosophischen Fakultät

der

Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin

genehmigt

und

nebst den beigefügten Thesen

öffentlich zu verteidigen

am

25. März 1903

von

Erich Mai

aus Berlin.

Opponenten:

Herr Dr. des. Max Ebert.
Herr Dr. phil. Johannes Hoffmann.
Herr Dr. phil. Oskar Ebermann.

Berlin

1903.

Druck von A. Hopfer, Burg b. M.

831 M 74
Om Ynx

Die vorliegende Arbeit, von der mit Genehmigung der Hohen Philosophischen Fakultät hier nur Kap. I—III A 2 zum Abdruck gelangt, erscheint vollständig in den von Rudolf Henning (Berlin, Mayer & Müller) herausgegebenen Acta Germanica, und zwar werden Kap. III Schluß bis XII sich noch über das Verhältnis und den kritischen Wert der Hss., die Heimat und Entstehungszeit des Gedichtes, den Dichter, die Quellenfrage, über Komposition und Stil, die Verskunst und die Ausgabe verbreiten; Kap. XI bringt den Text nebst kritischem Apparat, Kap. XII die Anmerkungen zu den einzelnen Versen.

Herrn Geheimrat Heyne
ehrerbietigst
d. Vf.
Berlin, d. 7. IV. 03.

Meinen Eltern.

p 30155

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/dasmittelhochdeu00maie_0

Bevor ich die folgende Einleitung eröffne, kann ich nicht umhin, der reichen und nie verdrossenen Förderung zu gedenken, die mir dabei durch Herrn Prof. Dr. Max Roediger hierselbst zu teil geworden. Nicht nur, daß er die erste Anregung zu einer kritischen Ausgabe des Felixgedichtes gegeben, er hat mir im Verein mit dem inzwischen verstorbenen Herrn Geheimen Regierungsrat Prof. Dr. Weinhold auch die Handschriften zugänglich gemacht, mich mit Nachweisen unterstützt, mich mehr als drei Jahre hindurch kritisch beraten. Ich sage ihm, Otfrieds Wort vom *zuhtâri guato* billig erneuernd, meinen herzlichen Dank.

Einleitung.

I. Die Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen des „Mönch Felix".

Die mhd. Verslegende vom Mönch Felix — „der hundert Jahre in seliger Entzückung hinbringt und meint, es sei nur eine Stunde gewesen" [1]) — hat zuerst Wilhelm Grimm im zweiten Bande der „Altdeutschen Wälder" auf den Seiten 70—82 mitgeteilt. Es geschah dies nach der jüngsten der drei Haupthss., in demselben Jahre, in dem A. W. v. Schlegel, die Verdienste der Brüder nur eben gelten lassend, um so eingehender ihre Schwächen erörterte.[2]) Die „scharfe Kritik" und „gründliche Auslegungskunst", die er auf der Basis einer „genauen grammatischen Kenntnis" verlangte, sind Grimms Text denn auch noch nicht zu gute gekommen. Es ist kaum mehr als ein im ganzen getreuer Abdruck jener späten Papierhs., ohne text- oder gar dialektkritische Absicht, mit Anmerkungen, die die Schwierigkeiten besser sehen als lösen. Zwei Seiten Legendengeschichte indes sind um der brauchbaren Motivformel willen, die sie bieten, noch heute von Wert; im Sachlichen erreichte sie v. d. Hagens Belesenheit noch 1850 nicht.

Wenn dieser seinem Texte aber einen „umständlichen Auszug" vorwegschickte, lieferte zu Wilhelm Grimms Druck F. W. Genthe im zweiten Bande seiner Deutschen Dichtungen d. Ma.[3]) eine nhd. Übersetzung. Aber sie ist so prosaisch

[1]) Vgl. außer V. 356—58 Wackernagel-Martin, Gesch. d. dtsch. Lit. I, 214 sowie Goedeke, Deutsche Dichtg. im Ma. 136, 46, 23.

[2]) Auf den S. 730, 734 und 743 der Heidelbg. Jahrbb. von 1815 wozu Anz. f. d. A. XXVII, 223 zu vgl. ist.

[3]) 1841; S. 273 ff.

geraten, um von den Irrtümern zu schweigen,[1]) daß jener „Auszug“ im Gesamtabenteuer[2]) III, 609 das Original wirksamer vertritt.

Auf ihn geht denn auch Eduard von Bauernfelds Bruder Felix zurück. Dieser steht, fünfzehn vierzeilige Strophen umfassend, in der aus Bs. romantischem Erholungsbedürfnis zu verstehenden Gedichtsammlung Aus der Mappe des alten Fabulisten[3]) S. 174—76, wozu die auf S. 132 in vier Strophen behandelte „indische Mythe: Wie die Zeit vergeht“ zu vergleichen ist. Dem mhd. Original gegenüber ist Bs. Legende mit ihren 60 statt 382 Vss. freilich so energisch zusammengezogen, daß sich ihre Abhängigkeit von dem ad. Gedicht nur auf die Motivgleichheit im allgemeinen, die Namens-, Ordens- (M. F. 18 und Str. 13) und die Gleichheit der Entrückungszeit (M. F. 357 und Str. 15) gründet. Bestätigend kommt hinzu, daß Felix Str. 12 ein Bangen beschleicht, weil ihm der Abt ob seiner späten Heimkehr zürnen wird (M. F. 148/49); daß u. a. auch der Pförtner den Einlaß Begehrenden wie einen Unbekannten empfängt (M. F. 154—250 und Str. 13) und daß sich des engelischen Vögleins Sang wenigstens in dem allgemeinen Vogelgesang erhalten hat, der als ein „sonder Halt“ von dannen lockendes „Klingen“, als „holder Sang und Schall“ den Wald erfüllt, den Felix durchschreitet.

Daß Bs. Legende nun gerade auf v. d. Hagens „umständlichen Auszug“ und nicht etwa auf Graf Mailáths noch zu

---

[1]) Vgl. Anm. 27, 102 und 279.

[2]) „So ist der rohe Wust aus Mißverständnisse der Überschrift der Koloczaer Hs. benamt,“ bemerkt M. Haupt in s. Zeitschr. XV 255, 26. Vgl. S. 14 nebst Anm. 1.

[3]) Von dem neuesten Bauernfeldbiographen Horner (S. 160 B 15) dem Titel nach ungenau zitiert und in der Tat nicht berücksichtigt, wenn auch in der Hauptsache unter den von ihm auf S. 83ff. aufgestellten Gesichtspunkt fallend. Herr Prof. Dr. Rich. M. Meyer hierselbst besaß die Zuvorkommenheit, mir das in den großen öffentl. Bibliotheken Berlins und Münchens nicht vorhandene Werk zu beschaffen, nachdem Herr Privatdozent Dr. Robert F. Arnold zu Wien mir bereits schriftlich einige Auskunft darüber erteilt hatte.

besprechende „neudeutsche“ Bearbeitung zurückgeht, um anderer Möglichkeiten nicht zu gedenken, ergibt sich vor allem aus einer gewissen, sonst nicht nachweisbaren Übereinstimmung der Titel. Lautet v. d. Hagens Überschrift [1]) „Bruder Felix im Paradiese“, so heißt sie bei Bauernfeld etwas kürzer „Bruder Felix“. Allerdings hat der Wiener ihn im Gegensatz zu dem fromm belesenen Mönche des mhd. Gedichtes, aber im Einklang mit der Verfassung der „grauen Mönche“ [2]) alsbald zu einem „ungelehrten Laienbruder“ gemacht; aber dies geschah nur im Kontrast zu dem von Felix in Str. 6—9 entfalteten pantheistischen Tiefsinn, der bei B. an die Stelle der ursprünglichen Versenkung in das Problem einer himmlischen Freude ohne Leid und Ende getreten ist. „Was kein Verstand der Verständigen sieht“, würde Schiller Bs. Absicht formulieren, „das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt“. Den zweiten Teil der Überschrift, für den sich v. d. Hagen nur auf V. 110—12 berufen konnte, hat B. freilich fortgelassen, aber dafür ist das fortgelassene „im Paradiese“ ihm Anlaß gewesen, mit Vogelgesang, „Rauschen“ und „Klingen“, „den Schritt nicht hemmenden Schlingpflanzen“ und einem „vom Felsen säuselnden Schleierfall“, einem „Rehlein“, das in dem Bruder zutraulich „seinesgleichen“ erkennt, und geleitendem Waldgetier im Gedichte selber „ein paradiesisch Eden“ zu schildern.

Was die erörterte Abhängigkeit Bs. aber bestätigt, ist die aus einer einfachen Vergleichung sich ergebende Tatsache, daß mindestens noch sechs weitere Nummern der bezeichneten Sammlung auf v. d. Hagens GA. fußen. Wenn der von B. S. 165—69 erzählte Teufelspapst nicht aus dem GA. II, 549 ff. berichteten entstanden ist, so geht doch Maria und der Maler B. S. 7 auf M. u. d. M. GA. III, 474 zurück; Maria und die Mutter B. S. 10—11 auf M. u. d. M. GA. III, 469; das Schneekind B. S. 96—97 auf das Schn. GA. II, 397 f.; Ersehnte

[1]) GA. III, 611 (ev. 613).

[2]) Vgl. Fr. Winter, Die Cist. im nordöstlichen Deutschl. I, 103 ff. und L. Dolberg i. d. Stud. u. Mitt. a. d. Bened.- und Cistercienserorden XIII, 225 ff.

Klosterspeise B. S. 98 auf das Gänselein GA. II, 37 f.; Der Richter und der Teufel B. S. 99—100 auf D. R. u. d. T. GA. III, 383 f.; Der bestrafte König endlich B. S. 161—64 auf den Nackten König GA. III, 409 ff. Und damit ist nicht nur in sechs bis sieben verschiedenen Fällen ein Gedicht Bs. auf die entsprechende Prosa v. d. Hagens zurückgeführt, sondern es ist auch eine mir sonst nicht vorgekommene Verbindung von Stücken dergestalt an beiden Orten nachgewiesen, daß Bs. 1879 erschienene Zusammenstellung die 1850 veröffentlichte v. d. Hagens zur Voraussetzung hat. Somit ergibt sich auch aus Gründen der Analogie, daß Bs. freidenkerischer Bruder Felix auf v. d. Hagens noch durchaus mittelalterlich gestimmtem Auszuge fußt, dem gegenüber seiner Ausgabe alle Bedeutung abgeht.

Zwar die Lesarten, die er III, 701 verzeichnet, sind besser als ihr Ruf, aber das S. 613—23 nach der Heidelberger Hs. gedruckte Gedicht[1]) hat v. d. Hagen unbedenklich in die „mhd. Uniform“ seines GA. gesteckt. Daß sie auch in diesem Falle „einer Zwangsjacke“ gleicht, mit Pfeiffer zu reden, ging ihm nicht auf. Und wenn er wirklich den „Zusammenklang der Reimworte“ als einen „häufig nur ungefähren“ erkannte[2]), auch von der weiteren durch W. Grimm gedruckten Hs. wußte[3]): er mochte als einer der Mitbegründer der deutschen Philologie nichts annehmen von ihren ihn überholenden, ja ablehnenden Ausbildnern.

Und so war denn Franz Pfeiffer, seinerseits lernend von J. Grimm und Lachmann, imstande, v. d. Hagen in den Münchener Gelehrten Anzeigen von 1851, Sp. 673 ff.[4]) philologisch zu vernichten. Sp. 735 ff.[5]) aber hat er am M. F. als „einer der lieblichsten Legenden, nicht nur der Gesamtabenteuer, sondern überhaupt“, produktive Kritik geübt: aus zwar nicht allen und lauter zwingenden, aber zureichenden Reimen die md. Heimat

[1]) Nr. XC.
[2]) Vorrede GA. I, p. XXI.
[3]) GA. III, 777 Nr. 29.
[4]) Bd. 32, Nr. 84, vom 27. Mai.
[5]) Nr. 91 und 92, vom 10. Juni.

des Gedichtes erschlossen und als der erste Wilhelm Grimms Druck mit dem v. d. Hagens verglichen. Bei den Textverbesserungen freilich, die sich ihm dabei ergaben, ist er mehr eklektisch als kritisch verfahren, und wenn sie zu einem Teile gut zu heißen sind, bei einem größeren ist es die Frage.

Ihre Ergänzung aber erscheint um so gebotener, als Pfeiffer den auch von v. d. Hagen nicht berücksichtigten Kalocsaer Kodex zu Unrecht für entbehrlich gehalten hat.[1]) Nach ihm ist der M. F. indessen von Joh. Grafen Mailáth für seine 1819 erschienenen Auserlesenen altdeutschen Gedichte „neudeutsch umgearbeitet“ worden.[2]) Doch wie eine Vergleichung mit dem von Roth in Zachers Zs. f. d. Ph. 28, 35 ff. veröffentlichten Felixgedichte[3]) lehrt, hat er sich bei seiner nicht eben folgerecht durchgeführten Kürzung des Originals, wenn nicht durch die jenem Druck mittelbar zu Grunde liegende Hs., so doch durch eine ihr ähnliche wesentlich bestimmen lassen. Übrigens ist ihm sein neugestaltetes Gedicht um so zwitterhafter geraten, als er, wie Genthe, mhd. Wörter und Wendungen in sein Neuhochdeutsch übernommen hat.

Gleichwohl hat Graf Mailáths Bearbeitung insofern eine bemerkenswerte Wirkung gehabt, als sie H. W. Longfellow, wie von Münzner[4]) gezeigt ist, zu seiner stimmungsvollen Erneuerung veranlaßt hat. Diese findet sich in des Amerikaners 1851 erschienenem eklektischen Buchdrama *The Golden Legend*[5]) II, zu dessen Inhalt — die Fabel ist Hartmanns Armem Heinrich entnommen — sie freilich keine andere Beziehung hat, als daß

---

[1]) A. a. O. Sp. 737. Pf. besaß eine von Goldhahn gefertigte Abschrift des Colocensis, die aus Pfs. Nachlaß an K. Bartsch kam, der sie H. Lambel für seine Erzählungen und Schwänke überließ.

[2]) S. 36 ff.

[3]) Vgl. S. 19 f. und Anm. 79.

[4]) Fr. Münzner, Die Quellen zu Longfellows Golden Legend, Beilage z. Jahresber. d. öff. Realsch. zu Dresden-Friedrichstadt 1898, S. 7 f.

[5]) Vgl. Anton E. Schönbach, Ges. Aufsätze z. neueren Literatur in Dtschld., Öst., Amerika, Graz 1900, S. 255—57.

sie, wie jener, mit zum Stoffkreis des Mittelalters gehört.[1]) Übrigens ist sie erst nachträglich eingefügt.

Eine kritische Ausgabe der „anmutigen Legende“[2]) erscheint daher nicht überflüssig, und ich gehe um so lieber daran, als ich durch die Güte der Bibliotheksverwaltungen zu Heidelberg, Gotha und Kalocsa imstande war, nicht nur die beiden bereits benutzten Hss., sondern in einer sorgfältigen Abschrift auch den von v. d. Hagen und Pfeiffer vernachlässigten *Felix Colocensis* neu zu vergleichen.

II. Die Überlieferung.

Drei Hss. und ein Druck sind mir vom M. F. bekannt geworden.

Was die erste, den Heidelberger Pergamentkodex Nr. 341, betrifft — in Vertretung der Bibliotheksdirektion hat mir Herr Dr. Hintzelmann zu Heidelberg die Benutzung gütigst gestattet —, so hat v. d. Hagen seinem GA. eine in Farben ausgeführte Schriftprobe anheften lassen. III, 752—56 beschreibt er ihn eingehend; markanter Karl Bartsch in seinen Altdeutschen Hss. der Universitäts-Bibliothek in Heidelberg S. 82 Nr. 169. Es ist eine Foliohs. des 14. Jhs., auf deren 374 Blättern, wie Bartsch im einzelnen zeigt, über 200 kleine, gereimte Erzählungen vereinigt sind.

Die 41. ist der M. F. Er steht in der zwölften, ihres fünften Blattes beraubten Lage von 6 Blättern, auf den Spalten 90c Zeile 11 bis 92d. Diese aber fallen in eine von 88c—93b reichende Rasur, und wie Karl Bartsch Germ. XVIII, 42 dargetan hat, stand früher für den M. F. Heinrichs von Freiberg Pilgerfahrt des Johann von Michelsberg zu lesen, ein jetzt am

[1]) Vgl. dagegen Gerhart Hauptmanns Armen Heinrich II, 2 S. 50, wo Hartmann seine Versonnenheit an der „Petrus Forschegrunds“ mißt. Die Namengebung ermöglicht es H. übrigens, die Legende in nur drei Versen wiederzugeben.

[2]) G. F. Benecke gelegentlich einer Besprech. des 2. Bds. der Ad. Wälder in den GGA. 1815, Stck. 187, S. 1851.

Ende der gesamten Hs. verzeichnetes Gedicht[1]); ihm folgte, sich im Anfang noch mit dem Schluß des M. F. deckend, Der Maler mit der schönen Frau. Beide Erzählungen wurden abgeschabt, und auf dem nicht mehr glatten, schlaffen und schmutzig gelben Pergament, das mit Löchern, gelbbraunen Flecken und Buchstabenresten wie besät war, dessen Liniensystem man auch getilgt hatte, erstand absatzlos, aber mit einem rot geschriebenen Reimpaar als Überschrift und einem blau verzierten roten Anfangs-*A*, in fetterer Fraktur insbesondere als vor und nach der Schabung, der Mönch Felix. Der Raum aber von 92 c, wo er endet, bis zum Anfang von 93 b, wo die Rasur es tut, eine Spalte sechs Zeilen, ist leer geblieben.

Was die Sprache betrifft, so ist das ursprüngliche Mitteldeutsch, wie unten zu belegen sein wird, bairisch versetzt. Überdies erscheint das Gedicht in einer von der Norm ziemlich abweichenden Orthographie. So ist oft *h* geschrieben statt *ch* (*evh* 185. 186. 209. 244. 274 und 281), *ch* statt *h* (nicht in *seht* 247, aber in *licht, zuchten, lvchten, gicht, gedachte, dovchte, brachte, bracht, nicht, hinacht*), *i* statt *j* (*iamer, iar, iaren, iunge, iach, iahen*), *k* statt *c* (*sank, dank, kvniklich, mak, erklank*), *ck* statt *c* (Suffix *-ick, sanck, danck, rock, sock, lack*), *s* statt *z* (*is, mvsen,* hin und wieder im neutralen Nom. u. Acc. Sing. der st. flektierten Adj.), *v* statt *u*, fast durchweg *z* statt *s* im Praet. *waz, f* zuweilen statt *v* und *pf* statt *ph*, vereinzelt *ll* statt *l* (*svlle* 267) und statt *zz* entweder *ss* wie in *beslossen* 15 oder *zs* wie in *sluzsel* 246. *Herregot* findet sich einerseits, *alze, alzegroz, alzebrait, alzehant*, und andererseits *himel kvniginne, vol grunden, ver lihe, ver fůlt, uber suzet, en wurde, en wart, al gemeine, da vor, zu samen.* Neben *marie, krist, felix* und *rines* steht *Michahel, Elyas, Job, Responsorium, Schaprvn,* und auch die Versanfänge sind groß geschrieben. Von Abkürzungen begegnen *w* statt *wu* (*wunder, wunnenklich*), zwei nebeneinander stehende Punkte für *ra* (*sprach*), verschiedene Häkchen für *-er-, -ri-, -re* und *-n* sowie *vn̄* 362 statt *unde.* Übrigens fehlt jede Quantitätsbezeich-

[1]) Bl. 373a—374d. Es fehlt ihm hier merkwürdiger Weise der Eingang, den die abgeschabte Pilgerfahrt aufwies.

nung und Interpunktion. Der Umlaut ist in *klôstern* 207 und möglicher Weise in *hôsten* 370 angegeben. Schreibfehler vermerkt S. 22 und 24. Ich beziehe mich auf die Hs. mit **H.**

Mit **K** bezeichne ich eine Pergamenths. der Erzbischöflichen Bibliothek zu Kalocsa in Ungarn: die mit der alten Signatur A_1 XI versehenen *gesamt aventhewer*, worunter ich zufolge der von Pfeiffer und M. Haupt an v. d. Hagens Auffassung geübten Kritik [1]) gesammelte Erzählungen in Reimpaaren verstehe. 1784 bereits gemeldet,[2]) ist der Kodex erst 1813 in Friedrich Schlegels Deutschem Museum IV, 402—40 von M. G. Kovachich ausführlich beschrieben und seinem Inhalte nach gewürdigt worden. 1817 haben Joh. Nep. Graf Mailáth und Joh. Paul Köffinger eine Auswahl, 15 von 184 Gedichten, drucken lassen; in der Einleitung folgt der Geschichte und Beschreibung der Hs. wiederum ein Inhaltsverzeichnis.[3]) 1850 endlich, um anderes zu übergehen, hat v. d. Hagen im GA. III, 756—60 das Verhältnis von K zu H unter der Voraussetzung erörtert, daß es sich im ganzen und ein für alle Mal bestimmen lasse.

Während aber Kovachich [4]) K in das 14. Jh. setzt, folgt v. d. Hagen der Mutmaßung Köffingers, wonach der Kodex für die Bibliothek des ungarischen Königs Mathias Corvinus und zwar in Deutschland zusammengeschrieben wurde. Als Stiftungsjahr der Corvina aber vermutet Budik [5]) 1476, und so ergäbe

[1]) Münch. Gel. Anz. vom 27. Mai 1851, Sp. 674, wonach „der aus der späten Aufschrift im Kol. Kod. herübergenommene Titel GA., wie es scheinen will, weder sehr verständlich noch sonst glücklich gewählt ist". Vgl. S. 8 Anm. 2 und S. 10.

[2]) In der Allgem. dtsch. Bibl. Bd. 57, 1. Stck., S. 289: Auszug aus einem Briefe aus Wien vom 22. Februar.

[3]) Da dieses unter dem Titel Koloczaer Kodex altdtsch. Gedichte erschienene Werk wie der 4. Band von Schlegels Dtsch. Mus. bald vergriffen waren, hat F. W. Genthe die in beiden Büchern gemachten Mitteilungen im 2. Bd. seiner 1841 erschienenen Deutschen Dichtg. des Ma. S. 346ff. erneut.

[4]) A. a. O. S. 423.

[5]) In seinem Aufsatz Entstehung und Verfall der berühmten, von König Mathias Corvinus gestifteten Bibliothek zu Ofen, im Anzeigebl. der Jahrbb. der Lit. von 1839, S. 38ff.

sich als Entstehungszeit von K das letzte Viertel des 15. Jhs. Um diese Annahme zu rechtfertigen, verweisen die Herausgeber auf Katonas 1793 erschienene *Historia critica Regum Hungariae*, wo es auf S. 727 vom Könige heißt: *In scribas et librarios . . . triginta tria aureorum florenorum millia annuatim insumsit.* Doch als erworben dafür werden von den Gewährsmännern Katonas nur lateinische, griechische und hebräische Hss. genannt: deutsche vermißt man.

Und wenn Schottky in Büschings Wöchentlichen Nachrichten II (1816), 362 bemerkt, daß „die Membrane auch den Einband der durch die Türken zerstörten, herrlichen Corvinianischen Bücherei" trage, so steht dieser allgemeinen Angabe die Tatsache entgegen, daß in keiner der ausführlichen Beschreibungen des Kodex das charakteristische Wappen des Königs,[1]) ein Rabe mit einem goldenen Ringe im Schnabel, erwähnt wird.

Wichtiger aber als diese Argumente *ex silentio* erscheint die Wahrnehmung, daß die angeblich dem Ende des 15. Jhs. angehörige Hs. durchaus in einer dem 14.[2]) geläufigen Art, in fetter Fraktur nämlich, geschrieben ist. Vor allem deuten die nur mäßig großen Anfangsbuchstaben, blau und rot,[3]) wie sie abwechselnd gemalt und verziert sind, auf diese Zeit. Ihr gemäßer ist denn auch die unverblaßte Tinte,[4]) das noch[5]) liniierte Pergament, der mit blaßrotem Leder überzogene Einband aus starken Holztafeln.[6]) Im besondern aber stimmt K, als Ganzes betrachtet, mit der oben angeführten Hs. des 14. Jhs., mit H, „nicht bloß nach ihrer äußeren Einrichtung und ihrem Schrift-

[1]) S. Budik a. a. O. S. 40; W. Wattenbach, Dtsch. Schriftwesen im Ma.[2] S. 339.

[2]) Vgl. etwa G. H. Pertz, Schrifttaf. 5. Heft (1849), Tab. VI: Chron. Hild. fol. 141; Die Buchschriften des Mas. (Wien 1852) Taf. XVIII und XXI; Arndt, Schrifttaf.[2], Taf. 59 und Pauls Grdr. I[2], 279.

[3]) S. Kovachich a. a. O. S. 420, 1 und Wattenbach[2] S. 308 Absatz, S. 319 mittl. Abs.

[4]) S. Wattenbach[2] S. 193, 199 letzt. Abs. und S. 200.

[5]) Nach Wattenbach[2] S. 179 schrieb man bei zunehmender Vielschreiberei häufig ganz ohne Linien. Vgl. unter den Felixhss. G.

[6]) S. Wattenbach[2] S. 332 letzt. Abs.

duktus, sondern auch nach ihren sprachlichen und graphischen Eigentümlichkeiten“ [1]) überein.

. Ich setze also gegen Köffinger, Schädel, [2]) Lütcke, [3]) v. d. Hagen [4]) und Maeker, [5]) aber mit Kovachich, [6]) W. Grimm [7]) Pfeiffer [8]) und Reissenberger [9]) auch den Kalocsaer Kodex ins 14. Jh.

Was nun den M. F. betrifft, so bildet er das mit VIII bezeichnete neunte Stück der Sammelhs., und ich suchte es um so eher zu vergleichen, als K dem Texte noch nicht zu gute gekommen war.[10]) Der Kodex selbst freilich konnte den Gefahren einer Verschickung auf so weite Entfernung nicht ausgesetzt werden. Aber da Karl Weinhold die Güte gehabt hatte, meinem Gesuche seine Empfehlung zu leihen, so veranlaßte S. Hochwürden, der Domherr und Direktor der Erzbischöflichen Bibliothek zu Kalocsa, Herr Dr. Paul Macskovics, mit einer für beide Teile ehrenvollen Zuvorkommenheit eine „genaue Abschrift“ [11]) des Felixgedichtes. Und zwar hat der Bibliothekar der Erzbischöflichen Bibliothek, Herr Paul Winkler, dieselbe uneigennützig besorgt.

Danach ist, wie H, so auch K bairisch überarbeitet: S. 22 f. bringt die Belege. Aber auch in orthographischer Hinsicht steht es H nahe. Es schreibt meist *v* statt *u*, in den für H angegebenen Fällen *ch* statt *h* (aufser in *gîht* 320 und *nîht* 69. 186. 196. 227 und 251) sowie *i* statt *j*, häufig *pf* statt *ph*,

---

[1]) S. K. Reissenberger in den Beiträgen XVI, 330; auf S. 28 ff. seiner Einleitung zum Reinhart Fuchs, Halle 1886; in der zu Wien 1893 erschienenen Ausg. von *Des hundes nôt* S. 23 f.

[2]) *Der Wiener mervart*, Progr. des Gymn. zu Klausthal 1842, S. 12

[3]) v. d. Hagens Germ. V, 123.

[4]) GA. III, 756 ff.

[5]) Die beiden Redaktionen des mhd. Ged. von der Heidin, Berliner Diss. 1890, S. 15.

[6]) A. a. O. S. 423.

[7]) S. VI der Vorrede zur Gold. Schmiede, Berlin 1840.

[8]) Marienlegenden, neue Ausg. von 1863, p. XVII.

[9]) S. Anm. 1.

[10]) S. 11.

[11]) Im Begleitschreiben der Bibliotheksdirektion vom 13. XII. 99.

c zuweilen statt *k* (*crist* 366, *cristallen*), *k* statt *c*, *f* statt *v*, *ll* statt *l* (*sulle* 267 und *solle* 376), *mm* statt *m* (*himmel*), *s* statt *z* (*es*, im neutr. Nom. Acc. der stark flektierten Adj.), *ss* statt *zz* (*beslossen*, *slvssel*), *z* statt *s* (*vogelinez*) und *zz* statt *z* (nicht bloß in *geniezzen : entsliezzen* H K; G 13, sondern auch in *svzze*, *mvzzen*). Es bietet *Herregot*, *altze*, *alzebreit*, *alzegroz*, *alzehant*, *owe* 143 gegenüber *Himmel kuneginne*, *vol grunten*, *be kumen*, *ver fvlet*, *en weste*, *al gemeine*, *zv samen*. Es schreibt, von *krist*, *felix* und *rines* abgesehen, die Eigennamen groß, größtenteils die Versanfänge, außerdem *Herre*, *Deum*, *Himelrich*, *Hundert*, *Zvchten*, *Diemvtic*, *Novicius*, *Schapron*, *Letze* (224), *Responsorium* und *Amen*. Eigentümlich ist K die Schreibung *tz* statt *cz* in *letze* und die von *tz* statt *z* in *tzorn*, *tzieren*, *altze* (277), *vntz*. Von Abkürzungen begegnet nur *vn̄* statt *vnd* (*e*): V. 74. 304 und 308. Interpunktion und Längenbezeichnung fehlen. Dagegen sind Absätze durch große Initialen kenntlich gemacht. Schreibfehler verzeichnet S. 22 und 25.

Drittens die Gothaer Miscellanhandschrift Ch. A. 216, im Folgenden mit G bezeichnet. Sie enthält auf dickem, gelbbraunem, von oben nach unten gerieftem Papier das Landrecht und Würzburger Angelegenheiten; von Bl. 74 an aber sind in der braungelb gewordenen Schnörkelschrift des 15. Jhs.[1]) eine Reihe kleiner Erzählungen verzeichnet, die sich zu je zwei Spalten auf der unliniierten Folioseite bis Bl. 110 einschließlich erstrecken. Spalte 99a bis 101b aber steht mit ungleich darüber verteilten Versen, mit Absatzzeichen und der in großer Fraktur schwarz ausgeführten Überschrift *Von eim heiligē Mūch* der M. F. Übrigens ist am linken Rande vor V. 19 und 20 ein abgekürztes *nota* zu finden und darunter die Schreiberbemerkung: *Der gyng got nach*. Herr Professor Dr. H. Georges zu Gotha hat mir die Benutzung der Hs. in liebenswürdiger Weise gestattet.

Wie H und K, so ist auch G bairisch überarbeitet.

---

[1]) Vgl. Fr. Jacobs und F. A. Ukert, Beiträge zur ält. Litt. od. Merkwürdigkeiten der Herzogl. öff. Bibl. zu Gotha, Leipzig 1836, II, 294ff. M. F.: S. 298.

Daher der Schwebelaut [1]) zwischen *e* und *i* in *ensleif* 43, zwischen *u* und *o* in *frům* 194, daher aus *â* verdunkeltes *ô* [2]) in *wo* 89, *on* (*e*) 6. 58. 59. und 65 sowie in *worheit* 168. Daher die zahlreichen *au* (< *û* und *ou*) und *eu* (< *iu*) in *kaume* 174, *aus* 355 und *daucht* 79, in *auge* 73, *augen* 60, *fraude* 58. 62. 65. 88. 99 und 365, *frawe* 3. 11 und 12, *schawen* 66, *erfrawet* 119 und *gelauben: rauben* 213, in *ewer* 204 und 210, *rewe* 149 und in sämtlichen *euch*. Daher die *uo* in *tůt* nicht nur, *můt, brůder,* [3]) *gůt, demůtig, zů*, sondern auch in *wůte* 231, *nů* 276 und in dem häufigen *dů.* [4]) Daher Formen wie *enkam* 25 und *kemmest* 115 statt *enquam* und *quêmis* H K, *betuttet* 147, die durch Konsonantenverdoppelung entstandenen Härten und Schärfen, die auch im Bairischen nachgewiesene alemannische Nasalierung der 2. Pl. in *hettent* 184, die oberdeutschen Apokopen, die Änderungen endlich, die zu Gunsten reiner oberdeutscher die md. Reime beseitigen: V. 6. 221. 247 und 320 nicht so sehr, als V. 105, 115, 193 und 275.

Was aber die Orthographie betrifft, so findet sich vereinzelt *i* statt *j* (*iamer*), *y* statt *î* (*by* 290), *u* statt *v* (*nouicius*), *v* zuweilen statt *u*, *ie* statt *î* (*bie* 282 und 320, conj. praes. *sie* 319), *ye* statt *ie* (*schantyeren, alhye* 171), *ey* statt *ei* (*keyser*), *ů* in der Regel statt *uo* (s. oben). Spirantisches *z* erscheint auch nach langem Vokal fast regelmäßig als *zz* (*gruzze, strazzen, grozze, suzze* und *suzzet, drizzig,* in den Formen von *muzzen* und *lazzen*), und überhaupt sind Verdoppelungen beliebt, nicht nur im Inlaut, wie in *kelle, vogellin, sullen, sammenungen, kammer(er)e, kummest, kemmest, kummen, vernummen, genummen, zů sammen, kelnnere, kappitel, schapprun, phortten* 150a, *altter, altten, betuttet,* sondern auch im Auslaut, in *uff, funff, all, voll, wann, dann, enhett* 299 und *tett* 82. *k* steht in der Regel statt

[1]) Weinhold, Mhd. Gr.[2] § 131; § 71 nebst den §§ 59 und 64.

[2]) Weinhold §§ 88 und 90.

[3]) Vgl. Kap. VI, 1, wo sich aus den von H K G. gemeinsam überlieferten md. Formen innerhalb der Vss. ergibt, inwieweit G von *ů* für *uo* absieht. Danach fehlt es in dem dreimal vorkommenden *buch* z. B. ganz; in dem zehnmal erscheinenden *bruder* (G 219 steht *brüder*, V. 274 fehlt) tritt es nur ganz zuletzt zweimal auf.

[4]) Weinhold § 138; 71 und 473.

c, ck in *danck, dencke, dencken, wencken, kk* statt *ck* in *glokke, f* öfter statt *v* (*frawe, fraude, flehen, frům, frie, gefink*). *pf* statt *ph, s* statt *z* (*wis* 93, *verdros, es, das, aus*), *z* statt *s* (in den praet. *waz* und *laz*, in *alz, dez, einez*), *zz* vereinzelt statt *s* (*hozzen*) und für die Affricata *z* anscheinend *tz* oder *cz*. *alzv* findet sich, *alzuhant, herebracht, alleho, owe* und andererseits *uber suzzet, zv storet, en wurde, all gemeine, zv sammen*. *Marie, Michael, Job* gegenüber steht *felix, helyas, krist, rines*. Groß geschrieben sind auch *Got, Engeln* 379, *Engelisch, Romisch, Grawen, Patris* 189 und *Tusent* 374, außerdem die Versanfänge. Der Umlaut ist in *brüder* 219 angegeben. Doch findet sich weder Interpunktion noch Längenbezeichnung. Von Abkürzungen kommen verschiedene Haken und Schleifen vor statt *-en* (*weren* 186) und *-us* (*laudamus*), statt *r* (*hiren: hêren* 61), *-er-* und *-er, -ra-* und *-ri-* (*prime*), oberhalb des Wortes angebrachte Querstriche statt *m, n*, -at- (*Patris* 189) [1]) und *-e-* in Nebensilben (*gebn: lebn* 3). Was die Schreibfehler betrifft, so verzeichne ich *stunde* 6 (statt *sunde*), die Auslassung von *er* 34, *vnsers* 40 (statt *unser*), das zu *griadin* verschnörkelte *gaudin* 82, *im* 122 statt *in, resposorium* 193, *kammere* 198 (statt *kamerere*), *sprich* 259 (statt *sprichet*), *Ja*(?) 313, (statt *Jn*), *dir* 317 (statt *ir*), *auch* 349 (statt *euch*), *nach* 361 (statt *noch*) und die Weglassung von *dem* 365. Bedeutendere stehen S. 26 sowie Kap. III B.

Viertens Roths Druck in der Zs. f. d. Phil. XXVIII, 35—38, den ich mit **D** bezeichne. Zu Grunde liegt ihm eine saubere Abschrift aus dem Nachlasse des am 9. Okt. 1858 zu Endenich bei Bonn verstorbenen Dr. Helferich Bernhard Hundeshagen. Worauf diese Abschrift aber zurückgeht, das hat, nach Roths Schweigen zu urteilen, Hundeshagen versäumt anzugeben, und auch Graf Mailáth hat gelegentlich seines unter

[1]) Wenn man die von Walther (Lex. Diplom. nebst Index) für *Prior* usw. angegebenen Abkürzungen mit denen für *Pater* usw. vergleicht und diese wieder mit den von Prou in seinem Manuel de Paléogr. S. 301 f. verzeichneten, so ergibt sich, daß das beiden Paläographen unbekannte *Prīs* G. 189 nicht *Prioris*, wie W. Grimm aufgelöst hat, sondern *Patris* zu lesen ist, was HK. überliefert.

dem Einfluß der Druckfassung stehenden „neudeutschen" Felix[1]) nichts darüber verlauten lassen. Die unbekannte, aber nicht unentbehrliche Hs. ist daher im Folgenden nur nach dem Druck zitiert.

Dieser drängt die 382 Verse des Felixgedichtes auf 105 zusammen, und da sowohl Eingang wie Schluß fehlen, die Darstellung selbst aber nicht nur ihrer naiven Umständlichkeit beraubt ist, sondern auch ihres poetischen Reizes, der frommen Schwärmereien, drastischen Dialogstellen wie lebendigen Reden: so bietet D nichts als einen dürftigen Auszug des Originals, dessen Hersteller u. a. auch das die *tertia* (9 Uhr früh) bezeichnende *mitten morgen* 147 irrig durch *mittag* wiedergegeben hat. Ob nur als ein dem mhd. Ausdruck entfremdeter Nachfahre oder als katholischer Laie, um anderer Möglichkeiten nicht zu gedenken, läßt sich nicht ausmachen.

In seiner Sprache sind jedenfalls ober- und mitteldeutsche Eigentümlichkeiten mit einander verquickt, und sie ist um so eher als frühneuhochdeutsch zu bezeichnen, als diese Mischung auch in beweisenden Reimen zum Ausdruck gelangt. So in *ging* : *anbeginn*[2]) 78, *prim* : *empfing* 63, *vogelein* : *cleyn* 17 und *zeit* : *ewigkeit* 100. Auf das 16. Jh. weist denn auch das regelmäßig gebrauchte *mönch* und das außer Reim (statt *was*) durchgeführte *war*.[3]) Es ist die Entstehungszeit von D.

III.

A. Das Verhältnis der Hss.

1. H : K.

Von Köffinger[4]), Wackernagel[5]) und v. d. Hagen[6]) abgesehen, hat neuerdings besonders A. Schönbach[7]) die Anschauung

[1]) Vgl. S. 11.

[2]) *anbeginn* erscheint hier in phonetischer Schreibung als *anbeging* sowie in der sonst nicht belegten Bedeutung „Vorgang, Vorfall".

[3]) Vgl. DWb. VI, 2488 und Heynes DWb. III, 572 unten.

[4]) Kolocz. Kod. S. VI.

[5]) Im 1. Absatz seines als Anmerkung in Maßmanns Denkmälern deutscher Spr. u. Litt. I, 105 gedruckten Briefes.

[6]) GA. III, 759.

[7]) Zs. f. d. A. XXIX, 49.

vertreten, daß „K nur eine Kopie“ von H sei, und ihm haben sich Sprenger [1]), Karl von Bahder [2]) und Wilh. Uhl [3]) angeschlossen. Die Verteidiger dieser Ansicht brauchen denn auch von der S. 14 ff. versuchten Zeitbestimmung für K nicht überzeugt zu sein, insofern sie die große Ähnlichkeit mit H als die Folge jener Kopie erklären können und so ihren chronologischen Wert bestreiten.

Um so besser stimmt die ungefähre Gleichzeitigkeit beider Hss. zur Gegenmeinung, wonach H und K zwei selbständige Abschriften einer gemeinsamen, aber verlorenen Vorlage darstellen. Dieser Ansicht sind unter anderen auch G. F. Benecke [4]), Jacob Grimm [5]), M. Haupt [6]), Pfeiffer [7]) und Kocian [8]) gewesen; neuerdings haben sich, von H. Paul [9]) abgesehen, besonders E. Heydenreich [10]) und Karl Reissenberger [11]) dafür eingesetzt.

Es kann hier nun nicht meine Absicht sein, die Frage durch Nachprüfung der von den verschiedensten Gedichten aus gewonnenen Gründe zu entscheiden, von einer kritischen Betrachtung der Gesamthss. überhaupt zu geschweigen. Es kommt für die zu leistende Textkonstitution vielmehr nur darauf an, das Handschriftenverhältnis unter dem Gesichtspunkte des M. F. zu erörtern.

H und K nämlich stimmen in einer auffallenden Weise überein. Nicht nur, daß sie äußerlich die gleiche

---

[1]) Littbl. f. germ. u. rom. Phil. von 1887, Sp. 473.

[2]) Beiträge XVI, 53.

[3]) Zs. f. d. A. XLI, 291.

[4]) Beytr. z. Kenntnis d. ad. Spr. u. Litt. II, 497.

[5]) Sendschreiben an K. Lachmann S. 9.

[6]) Lieder u. Büchlein S. IX ff.

[7]) Marienlegenden S. XVII und Münch. gel. Anzg. 1851, Sp. 679.

[8]) Die Bedeutung der überarbeiteten Hss. B^a u. B^b u. der St. Florianer Bruchst. für den Text des A. Heinr. (Progr. d. KK. dtsch. Staatsgymn. in Budweis v. 1878) S. 4, 10, 11, 17 und 24.

[9]) A. Heinrich^2 Vorrede S. V.

[10]) Schnorrs Archiv XIII, 156. Vgl. Lütcke in v. d. Hagens Germ V, 122 ff.

[11]) Vgl. S. 16 Anm. 1.

Überschrift, die gleiche Anzahl von Versen, die gleiche Anordnung zeigen — zwei Spalten auf jeder Seite, die Spalte zu 40 Versen —: auch der Wortlaut des überlieferten Gedichtes ist, von den später zu besprechenden Stellen abgesehen, durchaus derselbe. Was aber bedeutsamer ist: beide Hss. haben entscheidende Fehler gemein. Sie ersetzen, um von den in V. 102. 114. 343. 350. 360 und 375 fehlenden *er, dich, so, der, im* und *in* zu schweigen, *hete* 109 fälschlich durch *hatte*, *lât* 153 durch *last*, *eine* 192 durch *einen*, *biz daz* 292 durch *do*, *mich* 318 sowie *nî* 339 durch *in* und *denne volbringen* 364 durch *vor bringen*. Sie entstellen V. 74, 100 und 263, setzen zu Anfang und Ende des Gedichtes je zwei Verse zu, lassen nach Z. 227 zwei notwendige Verse fort. Nach V. 330 aber nehmen sie sechs 353—58 sinngemäß folgende Verse irrig voraus, und wenn, um für letzteren Fall ein Detail zu geben, V. 355 *dor inne* hat, der vorweg genommene zeigt *dort inne*, in H wie in K. Im übrigen ist Kap. III A 4 zu vergleichen.

Für die Erklärung dieser Übereinstimmung kommt zunächst A. Schönbachs Meinung[1]) in Betracht, wonach K „nur eine Kopie" von H ist, „und zwar mechanisch angefertigt".

Dagegen ist für den M. F. einzuwenden, daß er, wie S. 12 f. gezeigt ist, der Hs. H ursprünglich gar nicht angehört hat. Allerdings könnte K von der mit Palimpsesten untermischten Gestalt von H kopiert sein, aber da es mechanisch geschehen sein soll, so wundert man sich, warum der M. F. z. B. nicht auch in K das 41. Stück ist, als welches er in der Vorlage folgt. Er steht nämlich als neuntes in K.

Die Beseitigung md. Reime, wie sie vor allem durch H K 275 zu belegen ist, der für den M. F. durch keinen Reim gesicherte, von md. Schreibern des 13. Jh. gemiedene[2]), also obd. Ersatz von *â* durch *ô* in *do* 70. 112. 311 und 351, *dor an* 78, *dor inne* 53 und 355 sowie in *wo* 89, die in HK 27. 30. 34. 137. 149. 185. 244 und 334 sich findenden bairischen *eu* (statt

[1]) Oben S. 20 Anm. 7.
[2]) Weinhold §§ 88, 90.

iu > *û*), die oberdeutschen Apokopen in *-lich* : *-rich* 63, *sant* 80, *klein* 81, *tor* 202, *pfortener* 251 und 255, *sel* : *Michahel* 281, *het* 299 und *mal* 340, das bairische *scholde* 120 sowie das spät obd. *graben* 18 (statt *grâwen*) wären einer solchen Kopie freilich nicht entgegen. Aber nun hat K einzelne bairische Eigentümlichkeiten, die seiner Vorlage fehlen: *beite* 233 (statt *beide*); die Verbindung *nt*[1]) in *sunte* 6, *begonte* 53. 78 und 104, *grunten* 69 und *unte* 30; *vlouk* 113 (statt *vlock*), zu Anfang von 143 *Awe* und in V. 119 ein aus *î* diphthongiertes *ei* in *deinem*, welches als das einzige in den 384 Versen des *Colocensis* vielleicht auf einem Irrtum beruht. Jedenfalls fehlt es in H.

H aber zeigt, von konsonantischen Besonderheiten wie dem Ersatz von anlautendem *g* durch *k* (*klogke* 146) und dem von auslautendem *c* durch *ch* (*sanch* 92 u. 128, *giench* 51 und 175, *geviench* 52, *enphiench* 176 und 254) abgesehen, nicht nur V. 93 ein solches *ei* in *wîz*, V. 81 hat es *ei* statt *î* auch im Reim, *vogelîn* : *gaudein*. Es diphthongiert *û* zu *ou* in *ouz* 175, *verfûlt* 360, in *daucht*[2]) 79. 91 und 358, und dazu stimmt, daß H *iu* in *euch* und *ewer* durchweg zu *eu* wandelt, *ei* zu *ai* verbreitert *in lait* 31, einer 3. Pers. Sing. Praet., und daß es *ai* (statt *ei*) sogar reimt, wie *lait* : *brait* 341 bezeugt.

Demnach weisen H und K auch unabhängig von einander bairische Eigentümlichkeiten auf. Während aber K die neuen Diphthonge nur spärlich und innerhalb der Verse bietet, sind sie in H weit zahlreicher, weiter durchgeführt und an bedeutsamerer Stelle zu finden. Nun hatte sich aus paläographischen Gründen bereits das 14. Jh. als Entstehungszeit beider Hss. ergeben:[3]) dem Vokalstande nach möchte man sie jetzt in den Anfang dieses Jh.[4]) setzen, und zwar ist nicht der fortgeschrittene *codex rescriptus* H, sondern der zurückgebliebene *Colocensis* als

---

[1]) Weinhold S. 187 oben.

[2]) In V. 131 bietet H. *dovchte*, K. *dôchte*.

[3]) Vgl. S. 16.

[4]) Weinhold § 105. Nach Kocian an dem S. 21 Anm. 8 a. O. 17 sind H und K „wahrscheinlich noch im 13. Jh. angefertigt worden".

älter zu betrachten. Damit kommt die Annahme, daß letzterer eine Kopie von H sei, zu Fall.

Genau genommen liegt diesem Schlusse freilich nur die mehr oder weniger durchgeführte, unter der Einwirkung der großenteils md. Vorlage noch weiter beschränkte Schreibung eines Vokalwandels zu Grunde, der in Wirklichkeit längst abgeschlossen war. Doch das verschlägt nichts. Denn schon die bloße Tatsache, daß K die seiner Neigung zum Bairischen entgegenkommenden Formen von H entbehrt, widerspricht der in Rede stehenden Auffassung, entschieden aber der Umstand, daß das bairisch gefärbte K richtige, dem md. Dialekt des Gedichtes entsprechende Formen aufweist, die in H fehlen: wenn nicht *bekumen* : *vernumen* 161, *genumen* 345, *geboren* 9, *verloren* : *gesworen* 109, *verfulet* 360, so doch *iz* 49, vor allem aber das V. 17. 163. 172. 186. 208. 209. 274. 281. 302. 303 und 349 erscheinende *uch* [1]) statt des in H (und K 185 und 244) beliebten bairischen *euch*.

Dazu kommt, daß gewisse Schreibfehler von H in K nicht wiederkehren, obwohl es im übrigen durchaus nicht so achtsam verfährt,[2]) daß man an eine Verbesserung glauben könnte. Es sind das, von *trône* (statt *trône*) 370 abgesehen, *in* 82 statt *im* und *sîn* 178 statt *mîn*. Endlich finden sich Absätze in K, die H entbehrt.

Ich kann also weder eine „mechanisch angefertigte“ noch überhaupt eine „Kopie“ des Felix K vom Felix H annehmen.

Die umgekehrte Anschauung, daß H eine Abschrift von K sei, besticht zunächst, weil K bis zur Reskription von H den M. F. nicht nur allein, sondern von den bekannten Hss., wie es scheint, auch als älteste enthalten hat.[3]) Aber dagegen spricht, daß die Abschrift H, obschon bairisch überarbeitet, nicht nur *drunken* aufweist V. 182 für das in K überlieferte

[1]) Weinhold §§ 478 und 474.
[2]) Vgl. S. 22.
[3]) Vgl. S. 23.

trunken, geschen 221 und 274 für *geschehen* in K, *hôsten*[1]) 370 für *hohsten, demutick*[2]) 23 für *diemutic, engelen* und *herzelichez*[3]) 379 und 129 statt der synkopierten Form, sondern daß H auch den md. willkommenen schw. Gen. Sing. *kuniginnen* bietet V. 24, *sang* und *vlôck* V. 105 und 113 (statt *sanc* und *vlouk* in K), *zu* H 44. 61. 87 und 200 Mitte statt des in K gebrauchten *ze*, außerdem aber dem md. beliebten monophthongischen Zuge von *ů* und *ů* zu *û*, von *ie* zu *î*[4]) folgt, dem die Vorlage K sich für die betreffenden Stellen versagt. Man vgl. *suze* und *suzet* 92. 127. 142. 293; *muze* und *muzet* 5. 188. 287; V. 118 *gemut* und, was den Ersatz von *ie* durch *î* betrifft, *dinst* H 348, *sichus* 310, *si* 67. 69. 73. 76. 271. 273. 310 und 343, *di* 68 und 88, *libes* 117, *liber* 153, *liben* 166, *libe* 380, *ni* 172 und 348, *wi* 221 und 274, *izunt* 174, *virzich* 260 und 321, *enliz* : *hiz* 251 und *alhi* : *ni* 171. Andererseits zeigt K bairische Eigentümlichkeiten, von denen H nichts weiß, obwohl es seinerseits zu bairischen Formen neigt. V. 6 sodann hat K um des genauen Reimes willen den Wortlaut verändert, auch hat es ursprüngliches *Michahel(e)* 282 zu *Michel* gekürzt, ohne daß ihm H, wie sonst gern, in diesen Fällen gefolgt wäre. Endlich hat, wie vorhin H, so jetzt K verschiedene Schreibfehler, die seiner sonst nicht allzu kritisch hergestellten[5]) Abschrift fremd sind: wenn nicht *altes* 91 statt *alle(z)* und *Ich* 245 statt *Ir*, so doch *in* 94 statt *im*, *in* 142 statt *nî*, *da* 203 statt *dô*, *Euch* 332 statt *ouch*, *dar* 340 statt *war*, *hunder* 314 und *wunder* 373 statt der Formen mit *t*[6]). Dazu kommen vier Wörter, die trotz ihrer Unentbehrlichkeit der Vorlage K mangeln, da sie in H erscheinen: *dich* 130, *in* 348, *wol* 202 und V. 116 *sô*.

[1]) Bezw. Weinhold §§ 187, 244, 246.

[2]) Vgl. Kluge, Etymol. Wb.[6] 74 B unter *Demut*.

[3]) Weinhold §§ 18 und 448, S. 478.

[4]) Bezw. Weinhold § 461 S. 497; § 150 S. 147; § 334; §§ 112. 140—42; 134.

[5]) Vgl. S. 22, aber auch Kap. III B.

[6]) Denn Weinhold § 200 kommt hier nicht in Frage, daß man nämlich mit einer Apokope des auslautenden *t* rechnen dürfte. Vgl. K 374, 354 und 357, überhaupt aber H und G.

Auch diese Annahme ist daher abzulehnen, und es bleibt nichts übrig, als die große Übereinstimmung zwischen H und K mit Heydenreich und Reissenberger durch die Abschrift von einer gemeinsamen Vorlage zu erklären.

Diese — z will ich sie nennen — muß auch bereits die gemeinsamen Fehler besessen haben, so daß für das md. Original zunächst eine Hs. y anzusetzen ist.

2. G : HK.

G weckt mit seinen Einschüben V. 70, 150 und 374 ff., den V. 274, 287 f. und 330—36 vorhandenen Lücken, den Verwirrungen V. 264 f., V. 131 und 227 ff., nebst den Entstellungen und willkürlichen Änderungen V. 10 f. 16 f. 26. 72. 80 f. 98. 100. 108. 112. 118 f. 123. 188 f. 210. 216. 241. 277. 297. 363 und 372 f. zunächst nicht eben Vertrauen. Um so weniger, als in dieser um mindestens ein Jh. jüngeren Hs. eine bairische Überarbeitung vorgenommen ist, die sich, wie S. 17 f. belegt, auch auf gewisse md. Reime erstreckt. Übrigens hat der Schreiber von G, indem er Z. 23. 51. 102. 150. 242. 253. 261. 270 und 300 Flicksilben und -wörter einschob und in Z. 147. 159. 214. 220. 356. 377 und 379 die dem Felixdichter gemäßen Doppelsenkungen beseitigte, auch die Verse zu Unrecht geglättet.

Andererseits bietet G nach Zeile 227 deren zwei, die, obschon unentbehrlich, sich weder in H noch K finden; von V. 74. 263 und 364 aber eine Lesart, die HK gegenüber den Vorzug der Echtheit hat.

G 71 ff. scheint auf den ersten Blick allerdings nichts weniger als brauchbar zu sein. Denn die in H K schon so ausgesponnene Umschreibung des Gedankens, daß die himmlische Freude bisher noch von keinem Menschen gefaßt worden sei, ist hier noch weiter ausgedehnt, ja zerdehnt. Es finden sich statt sechs Verse acht, sowie sechs gleiche Reime hinter einander, da sich sonst höchstens vier nachweisen lassen, und dabei ist, abgesehen von der übermäßig langen Vorenthaltung des Objekts *fraude*, nicht nur der Reim *mak*, sondern auch die Variation, daß *kein herze (sinne)* die himmlische Freude *voll*

dencken mak, doppelt gebracht. Übrigens ist sie das erste Mal nicht am Platze.

Indessen auch die Abhängigkeit spricht gegen G, in der die ganze Ausführung von *jach* 72 steht, da sie in H K, dem impulsiven Schwärmen gemäß, als parataktische Aussage erscheint. Sie spricht aber auch gegen Pfeiffers Redaktion der Stelle.

Allerdings liest dieser statt *auch jach* G 72 einsichtig *die heilige schrift (daz) selber iach* H K. Denn die verstandeskühle Aneinanderreihung von Bibelbelegen, wie sie durch das mit V. 70 in Beziehung zu setzende *auch* erreicht ist, fand auch er dem frommen Schwärmen des Mönches zuwider. Aber die lähmende Abhängigkeit von *iach* hat er beibehalten, und wenn er *noch kein sinne voll dencken mak* im Hinblick auf V. 77 fortläßt: die kleinbürgerliche und dem bedeutenden Gegenstand nicht recht entsprechende Wendung *Da ist alle zit sunnetak* hat er aufgenommen. Das heißt, er hat im Zusammenhang mit seiner in Kap. VI, 1 zu erörternden Annahme, daß sich im M. F. drei gleichlautende Reime hinter einander folgen können, hier deren fünf zugelassen. Da sich aber seine Voraussetzung nicht halten läßt, wie a. a. O. zu zeigen sein wird, und selbst nach G 70 immer mit paarweis anwachsenden Reimzeilen gerechnet wird, so ist mit dem überschüssigen Reim *sunnetak* auch der zugehörige Vers abzulehnen.

Demnach kommt für den Text nur H K in Betracht. Aber auch hier erwächst mit V. 74 eine Schwierigkeit. Sie scheint indessen gelöst werden zu können, wenn man *geschach* im Hinblick auf MSD. XXXVIII, 62 prägnant faßt. *Daz is daz wunder, daz niene gescag,* heißt es da, *daz nie ôre gehôrde nog ouge gesag,* und so wird im M. F. von der Freude gesagt, daß sie noch nie *geschehen,* d. h. zur Wirklichkeit geworden sei auf Erden. Aber von der Notwendigkeit abgesehen, das Subjekt aus dem Objekt des Verses 73 (76) zu ergänzen,[1]) ist doch auch das Ungeschick bedenklich, aus dem subjektiven Wahrnehmen durchs

[1]) Vgl. DGr. IV, 216; Benecke z. Iwein 7619 und Rückert, Ködiz von Salfeld S. 135, 15. 10.

Auge zum objektiven *geschach* und von da wieder zum Subjektiven überzugehen, was die sonst wohl vergleichbare Stelle im Renner

4473 *wanne daz ein mensch nie gesach,*
vñ daz vil leihte auch nie geschach

vermeidet.

Somit ist es von Wert, V. 55 ff. des in Kap. VII genauer zu betrachtenden Geistlichen Gedichtes[1]) vergleichen zu können:

Da wir von sorgen sin genesen
unde ewecliche sulen wesen
in der vroude so rechte groz,
di in menscen herzen nie gevloz
unde menslich ouge nie gesach
noch nie zu horene gescach
keines menschen oren . . .

Kein Zweifel, daß zum Schluß mit zwei Versen ausgedrückt ist, was in HK durch V. 74—76 gegeben werden kann, wenn man *noch nie* 75 durch *daz* ersetzt:

Nie kein ouge si gesach
Und ouch nie geschach,
Daz keines menschen oren
Mochten si vol horen
Noch herze vollen denken.

Da V. 74—77 aber infolge ihrer umständlichen Ausdrucksweise, um ihre ungewöhnliche Wortstellung sowie die metrische Härte des V. 74 dahingestellt sein zu lassen, gegen V. 73 abfallen, so scheint mir die vorgeschlagene Fassung um den Preis einer Änderung zu teuer erkauft, und ich sehe um so eher davon ab, als sich noch von ein paar anderen Stellen aus Licht auf V. 74 werfen läßt.

Zwar der zu Grunde liegende Bibelvers *Quod oculus non vidit nec auris audivit nec in cor hominis ascendit, quae praeparavit Deus iis qui diligunt illum* 1. Kor. II, 9 gibt für die Erklärung nichts her, wohl aber ein Stellenpaar aus zwei anderen mhd.

[1]) Germ. XXV, 341.

Legendenwerken. Auf S. 425 des Passionals K nämlich heißt es V. 58—62:

dinen heiligen ein leben,
daz nikein ouge vollen sach,
nikein munt vollen sprach,
nie sich zu oren brachte,
nie herze vollen dachte.

Und dem Gedanken nach stimmen dazu V. 6ff. auf S. 246 in Kellers Ausgabe der Martina Hugos von Langenstein:

Si hat fleischelich ouge niht gesehen
Noch dekein ore gehorit,
Daz den erwelten ist enboret,
Noch von munde vernomen
Noch in menschen herze komen,
Die got den sinen hat bereit
Mit iemer wernder stetekeit.

Beiden Stellen ist gemeinsam, daß außer dem in HK genannten *ouge*, *ôre* und *herze* auch der *munt* berücksichtigt ist. *Noch kein munt volle gesprach* findet sich aber auch in der als Ganzes verworfenen Fassung von G, und so läßt sich HK 74 durch den in Rede stehenden ersetzen. Allerdings heißt es bereits V. 68,

daz tusent zungen noch di min
si volgrunden mochten nicht.

Aber da dies nur der persönlichen Überzeugung des Mönches zum Ausdruck verhilft, so beabsichtigt V. 72 ff., ihr durch die entsprechende Aussage der *heiligen schrift* einen Rückhalt zu geben. *Wann*, heißt es im Renner 20153, *alle lêre ist ein wift, der nicht hülfe die heilige schrift.* Übrigens wäre auch eine bare Wiederholung, wie Kap. VIII B zu zeigen sein wird, dem Stil des Felixdichters keineswegs entgegen. Somit ist G um einen ursprünglichen Vers reicher als HK.

Noch mehr ist dies aber **nach V. 227** der Fall. Denn *ir* HK 228, der in V. 228 f. gebrachte Konsekutivsatz und V. 231 f. verlangen vor *daz* 228, aber nach *unmugelîch* 227 einen, und da es sich im M. F. immer nur um Reimpaare handelt, zwei

Verse, die einen die Macht und den Wohllaut des Vogelgesanges preisenden Aussagesatz enthalten. Diese Ergänzung bietet G.

Freilich ist, wie nach V. 131, so auch nach V. 227 eine hier vielleicht durch die vier gleichen Reime hintereinander veranlaßte Verwirrung entstanden, und schon Pfeiffer hat, wenn man V. 227 mit 1 und die drei folgenden Verse von G mit 2. 3. 4 bezeichnet, 4 zwischen 2 und 3 eingeschoben. Ja im Zusammenhang mit seiner im Kap. VI. 1 zu erörternden Passionalhypothese hat er 4 überhaupt streichen und so drei gleiche Reime erzielen wollen. Daß sich dies für den M. F. verbietet, wird a. a. O zu zeigen sein.

Aber auch die für alle Fälle von Pfeiffer vorgeschlagene Anordnung der Verse ist durch den Tausch von *wunniclîch* mit *nôtlîch* zu verbessern. Denn letzteres kann in diesem Zusammenhange nur auf die dem Gesange innewohnende, vermeintlich teufelische Kraft gehen, durch die sich Felix entstellt wähnt, und mit Recht übersetzt Wilh. Grimm es daher durch „mächtig, bezwingend". „Nun habe ich mich so verwandelt? Das ist nicht unmöglich. Denn seiner Stimme war eine solche Gewalt eigen, und sie erregte wiederum so ungetrübte Wonne, daß ihr nie eine Freude im Himmel hätte gleich sein können." So werden im Faust einmal „mächtig und gelind" in Bezug auf die „Himmelstöne" des Osterchores kontrastiert.

Wenn dem Sinne nach somit alles in Ordnung ist, so kann man an der Ursprünglichkeit der von G gebotenen Ergänzung gleichwohl irre werden wegen der Reimverfassung der Verse. Zwar daß vier gleiche Reime aufeinander folgen, läßt sich, wie Kap. IX, 2 zu zeigen sein wird, noch mindestens viermal aus dem M. F. belegen. Wohl aber macht es stutzig, daß sie obenein alle auf *-lîch* ausgehen, und selbst wenn man *wunniclîch : gelîch* wegen der Funktionsverschiedenheit von *-lîch* als rührend hinnimmt und auch *nôtlîch : wunniclîch* noch gelten läßt, weil der sprachwissenschaftlich nicht gebildete Dichter *-iclîch* und *-lîch* als verschieden empfunden haben kann, so bleibt doch immer noch der identische Reim *unmugelîch : nôtlîch*.

Indessen kommen solche Bindungen sogar bei Hartmann von Aue vor, wie Zwierzina in der Zs. f. d. A. 45, 307 ff. gezeigt hat, wenn nicht im A. Heinrich, so doch im Erec. Der M. F. aber fällt um rund ein Jahrhundert später, in eine formell bereits wieder verrohende Zeit, und so ist es kein Wunder, wenn neben den abgegriffensten Reimformeln, gelegentlichen Flickreimen, bequemen Wiederholungen und Häufungen des gleichen Reimes, gewaltsamer Wortstelluug dem Reime zuliebe auch identische Reime begegnen wie *unmugelîch : nôtlîch* 227 und *kelnêre : kamerêre* 197. Ja da mit letzterem Reim auch ein Beleg für die nicht minder anstößige Bindung identischer Ableitungssilben erbracht ist, so verliert *unmugelîch : nôtlîch* 227 auch das Auffallende eines ἅπαξ εἰρημένον.

Allerdings kann der Dichter — und nach seinen sonstigen Dialogkünsten ist kein Zweifel daran — gerade V. 197 ff. stilistische Zwecke im Auge gehabt haben.

Ich bekenne den kelnêre
Und den kamerêre
Unde den prîôre . . .

soll durch Syntax und Reimgestaltung den Eindruck der Fülle erwecken, wie das für andere Dichter Zwierzina a. a. O. 304 ff. gelehrt hat. V. 227 ff. stände daher wieder allein, wenn nicht auch die auf einander folgenden vier Reime in *-lîch* als Reimsymbol gelten könnten, was ich behaupte. Denn m. E. hat der Dichter damit die intensive Wirkung des Vogelgesanges versinnlichen wollen, und das ist hier um so eher am Platze, als Felix sich durch den *nôtlîchen* Sang entstellt glaubt. Wie aber auch immer, es bleibt Grund genug, die S. 30 erschlossene Reimfolge für ursprünglich zu halten. G bietet also auch nach V. 227 zwei echte Verse mehr als HK.

Drittens **V. 263.** Liest man ihn nach HK, so versteht man nicht, warum er von V. 260 f. durch die mit V. 262 identische Zwischenrede getrennt ist. Denn als Steigerung der in V. 260 f. aufgestellten Behauptung gehört er dem Sinne nach eng dazu, und bei dem dialogischen Geschick des Dichters ist nicht wohl anzunehmen, daß er V. 260 f. eine so breite

und (G gegenüber) nichtssagende Ergänzung habe nachschleppen lassen.

Allerdings enthält V. 260, dem Wortlaut nach betrachtet, eine Unwahrheit. Denn in der Tat hat sich Felix jeder Zahlangabe enthalten, wohl aber hat der Pförtner V. 170 ff. erklärt, daß er in den dreißig Jahren seiner Klosterzugehörigkeit Felix nie gesehen habe. Wenn der Pförtner also plötzlich von vierzig Jahren spricht, die Felix angeblich im Kloster gewesen sei, so scheint er infolge seiner Erregung zu übertreiben. Indessen ist *vîrzich* hier als ein in der alten Sprache üblicher Ausdruck für eine unbestimmte Zahl zu fassen, wie das Benecke (zum Iw. 821) auch für vier, vierhundert, viertausend usw. belegt. Dann aber gebraucht der Pförtner *vîrzich*, das der Abt (nach V. 321) eigentlich versteht, V. 260 nicht wesentlich anders, als Felix V. 201 *lange* verwendet. Vor allem möchte man das unbestimmte *vîrzich* nicht steigern, wie HK.

Nun könnte zwar eine auf den bloßen Eindruck der Fülle berechnete Wendung, wie „x Jahre und länger" vom Dichter beabsichtigt sein. Aber dann befremdet es, wie oben, daß er sie durch V. 262 sinnlos zerstückt hat, und so kommt man auch in diesem Falle zur Anerkennung von G, das nicht Vergangenheit und Vergangenheit, sondern Vergangenheit und Zukunft durch V. 262 trennt und dadurch im ganzen an Lebendigkeit, in V. 263 an Nachdruck gewinnt. Übrigens bietet G hier nicht nur die gut md. Form *wolle*, sondern auch eine der Kap. IX, 1 zusammengestellten md. Doppelsenkungen.

Viertens **V. 363 ff.** Wer HK und G an dieser Stelle vergleicht, wird sich zunächst für HK entscheiden. Denn nachdem der geistliche Dichter in 345 Versen das Außerordentlichste geschildert, was er sich vorstellen kann, nachdem ein von Gott gesandter Engel in Vogelgestalt seinem Helden ein Jahrhundert singend zu einer Stunde verkürzt hat, ohne daß in dieser langen kurzen Zeit auch nur des Mönches Kleidung gelitten, endet er in Schlichtheit mit *Ditz machte engeles singen.* Den Übergang aber zur Coda gewinnt er, indem er sich angesichts der Erhabenheit seines Vorwurfes demütig bescheidet: „Aber wer könnte

die Freude schildern usw.“ In G dagegen wird ein naiv-frommer Vernunftschluß gewagt, der ästhetisch gegen HK nicht aufkommt.

Gleichwohl wird man ihn für ursprünglich halten müssen. Denn in zwei früheren mhd. Gedichten, die dem wesentlichen Inhalte nach mit dem M. F. übereinstimmen und von denen eins, wie Kap. IV, 2 zu zeigen sein wird, mit ihm vielleicht auch die engere Heimat gemein hat, das andere wenigstens in ihrer unmittelbaren Nähe abgeschrieben worden ist, in beiden findet sich ausgangs derselbe Grundgedanke verwertet, der auch von der Felixhs. G überliefert ist.

Sint van des einen engeles sange
unde sime wunniclichen clange
Dunken den munich begunde
tusent iar so kurze stunde,
So sult ir merken da bi,
wilich wunne in himelriche si,
da manic tusent engelscare
clingent unde singent dare,

heißt es in der Germ. XXV, 343, V. 165 ff., und dem entsprechend, wenn auch unvollständig erhalten, steht in d. Zs. f. d. A. V, 434 am Schlusse des M. F. überschriebenen Fragments:

Schonheit unde wunne
Bequam so manig kunne
von einis engelis metewist.
wie groz vroude denne dar ist,
dar der heiligen engele schare usw.

G 363 ff. aber lautet:

Daz macht eines engels singen.
Wer mochte danne vollbringen
Die fraude, die in (dem) himel ist!
Dar inne wonet selbe krist,
Den manik tusent offenbar
Lobent Engelische schar . . .

Und da auch die fromme Sophistik dieser Fassung sowohl dem geistlichen Dichter als der Entstehungszeit des M. F. gemäß ist, so scheint G auch an dieser Stelle das Ursprüngliche zu bieten.

Betrachtet man V. 363 f. jedoch im Zusammenhange mit dem durch einen von beiden Versen eingeleiteten Ausgang der Legende, so stellt sich das Ergebnis etwas anders dar. Allerdings ist die Coda nicht in allen Hss. gleichlautend. Umfaßt sie in HK 19 Verse, so zählt sie in G 24. Es gilt also zunächst, ihre ursprüngliche Gestalt zu ermitteln.

Daß G 372 f. HK gegenüber entstellt ist, bedarf keines langen Beweises. G 372 gibt, da man es wohl oder übel zum Folgenden ziehen mufs, keinen Sinn. In G 373 aber ist *besunder* mit *hundert* 374, ungenau also, gereimt, was aus dem M. F. sonst nicht zu belegen ist. Zudem leuchten Sonne und Mond Christus natürlich nicht vor allen, wie man einem leuchtet, der des Lichtes bedarf, sondern Christus hat, überwältigend, wie er hier dargestellt werden soll, selbst Lichtes die Fülle. „Sonne sowohl wie Mond", heißt es in HK daher mit Recht, „staunen ob des Glanzes, der von ihm ausgeht".

Aber auch die hierauf folgenden Verse verbieten sich nach G, weil dies den an sich schon nicht knapp gehaltenen Ausgang noch weiter ausspinnt, obschon kein rechter Grund dazu erfindlich ist. Erscheint V. 374 f. in HK wenigstens als Variation von V. 367 f., kraft deren Christi Majestät, wenn man will, sogar noch erhabener dasteht, insofern die Legion der erst lobsingenden Engel nun in schweigender Anbetung davor versinkt: in G bietet V. 374 ff. nur eine Wiederholung von V. 367 ff., die sich nicht einmal anderer Worte bedient. Aber gerade das macht sie für den Zweck des Interpolators geschickt. Denn zu dem Reimwort *schône* fügt sich nun willig *In dem himelischen trône,* wie vorher, und er kann fortfahren *Da bie im sitzet die frie* . . .

Die Art freilich, wie das Marienmotiv in G gestaltet ist, fällt wieder durchaus gegen die von HK überlieferte ab. Denn hier wird die Jungfrau zunächst gar nicht hineingezogen, sondern es heißt schlicht und getrost „Mit (Christi) Hülfe werden (auch) wir in das ewige Himmelreich kommen, fröhlich zu sein mit seinen Engeln". Um so wirksamer erscheint die Marienanrufung dann aber in der folgenden Schlußzeile, und hier wird sie

nicht bloß als notwendig oder beabsichtigt hingestellt, wie in G, sondern der Dichter bittet die Jungfrau tatsächlich, sich bei ihrem Sohn für uns zu verwenden. Statt der von G auch syntaktisch übel gestalteten sechs Verse, die zum Teil aus bereits im Gedichteingang vorgebrachten Marienlobpreisungen bestehen, in H K nur ein einziger; statt des indirekten Verfahrens in G, dem sich sogar der obd. als Conj. Praes. mißverstandene md. Imp. *helf* hat bequemen müssen, ein direkter Anruf, kurz und einfach, aber in nachdrücklicher Schlußstellung.

Sind nun in H K und G noch zwei weitere Verse überliefert, so charakterisiert sich dieser Schluß nach dem Schlusse als bloße von H K auch zu Anfang gebotene Schreiberzutat, für die es an Parallelen nicht mangelt. Denn in einem Augenblicke erhabenster Vorstellungen, als die Phantasie schon längst nicht mehr bei dem einen armen Exemplum weilt, das diesen Aufschwung vermittelt hat, sondern im engelwimmelnden Himmelreich vor Christi Thron, am Orte der ewigen *gaudîn*, greifen sie ernüchternd fast auf das erzählte *mêre* zurück. Übrigens erscheinen sie nicht nur ihrem Inhalte nach bloß äußerlich angeklebt, man gelangt auch auf Grund einer einfachen Verszählung zu diesem Urteil. Während der Ausgang des Felixgedichtes nämlich mit ihnen 19 Verse aufweist, umfaßt er ohne sie 17, ebenso viel wie der Eingang, und da sich dies ohne jede Willkür und Gewaltsamkeit ergibt, so glaube ich diese Gleichheit für ursprünglich und beabsichtigt halten zu sollen.

Ich komme um so eher dazu, als dadurch auch die S. 32 angedeutete einfachste und ästhetisch am meisten anmutende Auffassung des V. 363 bestätigt wird. Denn zählt der Ausgang des Felixgedichtes 17 Verse, so muß er, obschon die Hss. in diesem Falle nirgends einen Absatz überliefern, mit V. 364 beginnen, während V. 363 die eigentliche Legende abschließt. Dann aber wird man das sowohl aus metrischen Gründen als auch wegen des S. 33 besprochenen Zusammenhanges zu betonende *eines* in G schwerlich für echt ansehen — das kleinlich Rechnende des Wortlauts widerspräche der lapidaren Absicht —, sondern man wird darin eine der von G auch V. 80 f. 116. 210.

261 und 297 beliebten pedantischen Verdeutlichungen erblicken. Eine solche ist in V. 363 aber um so weniger am Platze, als V. 364 ff. die ausdrückliche Einzahl der Engel gar nicht unbedingt voraussetzt, ja nicht einmal recht gebrauchen kann. Denn der S. 33 erörterte Vernunftschluß beschränkt sich weder auf die bloße Folgerung aus Zahlen, noch bringt er solche an erster oder syntaktisch hervorragender Stelle. Vielmehr wird der durch *engeles singen* auf Erden bewirkten Freude zunächst die himmlische und diese als so groß entgegengesetzt, daß niemand sie voll zur Anschauung zu bringen vermöge. Begründet wird dies jedoch in erster Linie nicht mit der Fülle der Engel, sondern mit der Anwesenheit Christi, und dann erst tut sich in relativischem Anschlusse der Zahlenkontrast auf: statt des einen Engels auf Erden um Christus viel hunderttausend engelische Scharen. Da so die in den S. 33 betrachteten Stellen vorhandene Einfachheit der Folgerung im M. F. aufgegeben ist, wird man auch ihre Voraussetzung nicht mit G eindeutig beschränken wollen, sondern sich besser für die freieren Spielraum gewährende Fassung von HK entscheiden. Übrigens ist der *einen* bezw. *einis* enthaltende Satz in den mit dem M. F. verglichenen mhd. Gedichten so wenig als rhetorisch wirksamer Abschluß der ganzen vorangegangenen Erzählung gedacht, er gehört als Prämisse so eng und durchaus zum folgenden Vernunftschluß, daß der Wortlaut des vor allem abschließenden und erst in zweiter Linie einleitenden Felixverses unmöglich daran kontroliert werden kann.

Aber auch wer bezweifelt, daß der zu Anfang des folgenden Absatzes stehende Vernunftschluß auf die Betonung von *eines* 363 zurückwirkt, wer also in *eines* nur den unbestimmten Artikel sieht, wird das Lähmende dieser syntaktischen Vollständigkeit HK gegenüber um so weniger leugnen, als hier eine völlig einwandfreie Fassung überliefert ist.

Demnach leidet das S. 33 gewonnene Ergebnis zwar insofern eine Einschränkung, als V. 363 statt nach G nach HK zu lesen ist. Die zu Beginn des Ausgangs ausgesprochene Folgerung aber, insbesondere der Wortlaut des V. 364

erweist sich in der von G überlieferten Form als ursprünglich. Denn die in V. 364 vorhandene Doppelsenkung entspricht nicht nur der md. Heimat des Felixgedichtes, sondern sie ist auch, wie in Kap. IX, 1 zu zeigen sein wird, mindestens noch 20 mal daraus zu belegen.

Außer den besprochenen Stellen aber gibt es in G noch etwa 19 von geringerer Bedeutung, deren Ursprünglichkeit sich HK gegenüber teils ohne weiteres ergibt, teils in den Anmerkungen zu erweisen sein wird. Sie finden sich V. 3. 56. 66. 100(?). 102. 109. 114. 153. 183. 207. 267. 278. 292. 307. 317/18. 339. 343. 350 und 360.

Endlich sind trotz der bairischen Überarbeitung viele, wenn nicht ausschließlich md., so doch dem Md. angemessene Formen in G überliefert, die in HK durch oberdeutsch-bairische ersetzt sind. So *helf* 380 als 2. Sg. Imp. statt *hilf*, das häufige *begunde* statt *begond(t)e* HK (Weinh.[2] § 406), *dûchte* 131 für *douchte* H, *dûchte* K; *si* 66, *gevinc* 52, *ginc*: *enphinc* 149. 175 und 253 statt der diphthongischen Formen, desgl. *rûwe*, *trûwe* und *tûfel*, ferner *zů*: *zû* 301. 342 und 347 statt *ze* (Weinh.[2] § 334), *zů*: *zustôret* 128 statt des einfachen *stôret* (§ 303); das oft vorkommende *vroude* statt *vreude* HK (Weinh.[2] § 128 und Rückert, Ködiz v. Salfeld S. 160 f.); *tôre* 202, *gote* 20 und 326, *sele*: *Michaele* 281, *ane* 271, *here* 161 und 266 sowie *manik* 367 statt der in HK verkürzten Formen (§ 80 S. 74); ferner die zahlreichen *porte* und *portenêre* mit *p* statt *ph* oder *pf* im Anlaut; *hîren*, also *hêren* 61 statt *herren* (V. 40 und 211), *grâwen* 18 statt *graben* HK (§ 160), *hêten* 343 statt *hetten* (§ 394 und *hât* 302); *dêmutig* 23 statt *de(ie)mutick(c)* HK, *leid* 31 als 3. Sg. Praet. statt *leit* und *vlôch* 113 statt *vlock* H, *vlouk* K; endlich *kel(e)n* 236 statt *kele* HK (§ 461).

Demgemäß muß G unabhängig von HK und z auf das S. 26 erschlossene y zurückgehen. Daß dies jedoch nicht unmittelbar geschieht, ergibt sich aus einer Betrachtung von G 150 ff.

Der sonstigen Ausführlichkeit des Gedichtes entspräche es durchaus, wenn das Erscheinen des Pförtners, wie hier, durch Felix' Klopfen motiviert wäre.

Aber einmal mußte in einem Cistercienserkloster, um das es sich im M. F. nach Kap. VI, 2 handelt, „nächst der Pforte ein kleines Fenster angebracht sein“;[1]) so daß V. 151 (*der portenêre dar lief*) auch durch das bloße Erblicken des Ankömmlings zur Genüge motiviert ist.

Überdies heißt es in der 1892 von Séjalon wiederholten Ausgabe des *Nomasticon Cisterciense* S. 209 (*de portario*) zwar ausdrücklich *Cum hospes pulsaverit . . .* für die *vicini* und *noti* aber genügt es, wenn sie bei der Pforte erscheinen. Ja die *monachi* und *conversi* des Ordens werden sogar eingelassen und nicht einmal mit Fragen behelligt, sobald sie der Pförtner erkannt hat. Und diese Dienstbereitschaft ist um so weniger verwunderlich, als der Pförtner, wie L. Dolberg[2]) in den Stud. u. Mitteil. aus d. Benedikt.- u. Cisterciensérorden XVI, 10 und 243 ff. gezeigt hat, sein Amt wie einen Gottesdienst versah.

Aber wenn dem auch nicht so wäre, wenn sich der Pförtner also nur auf ein Pochen hin hätte zu regen brauchen: so würde es die Echtheit der beiden auf G 150 folgenden Verse keineswegs sichern. Denn auch V. 50 ff. ist trotz der sonstigen Ausführlichkeit des Gedichtes mit keinem Worte gesagt, wie der Mönch aus dem Kloster hinausgekommen ist, da doch das Pfortengebäude den einzigen Aus- und Eingang bildete[3]) und ohne besondere Erlaubnis des Abtes[4]) niemand am Pförtner vorbeikam. Überdies hat der Dichter V. 146—309 selbst die Schwierigkeiten geschildert, die sich für die Aufnahme des Mönches ergeben. Es steht also HK 150 ff. mit seiner ungenügenden Motivierung nicht allein da.

---

[1]) J. Feil in Heiders und v. Eitelbergers Mittelalterlichen Kunstdenkmalen des österreich. Kaiserstaates I (Stuttgart 1858), S. 17 oben.

[2]) Die Liebestätigkeit der Cist. im Beherbergen der Gäste und Spenden von Almosen.

[3]) Heider und Eitelberger a. a. O. S. 16.

[4]) Die Ausgesendeten mußten, wie L. Dolberg in den oben zitierten Stud. u. Mitteil. XIII, 361 bemerkt, sogar besiegelte Pässe (*litterae viaticae*) aufweisen mit Angabe der Geltungszeit.

Andererseits kann diese Einleitung der Pförtnerszene ganz absichtlich nur skizziert sein. Denn da hier alles zur Kontrastentfaltung im Dialog drängt, so kann es dem Dichter nur darauf ankommen, so knapp wie möglich darauf hinzuleiten:

Grôze rûwe er enphinc.
Gegen der porten er ginc.
Der portenêre dar lief,
Der munich ûzwendich rief: . . .

in lauter kurzen, selbständigen Sätzen, wie in Goethes Sänger:

Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief: . . .

Nach allem fehlen die auf G 150 folgenden Verse in HKD also mit Recht. Demnach sind sie noch weniger in dem älteren, durch z vermittelten y anzunehmen. Andererseits kann G sie auch nicht erst hinzugefügt haben; denn der zweite sowie V. 151 sind hier verwirrt. Und so wird zwischen G und y, aber als Vorlage von G eine Hs. v wahrscheinlich, deren Schreiber den Einschub vollzogen hat. Ihn hat G dann entstellt.

Thesen.

1. Ahd. *tûzen* (Otfr. I 11, 41) ist gemäß M. Haupts Anm. zu Neidh. 61,9 mit „zum Schweigen bringen, beschwichtigen, stillen“ zu übersetzen.

2. Wülckers und Karl von Bahders Behauptung (Vokalschwächung im Mittelbinnendtsch. 51 und Problem 38 f.), daß die Vertretung von *ie* durch *î* der thüringisch-meißnischen Mundart des Mittelalters fremd sei, ist unzutreffend.

3 a. Die gemeinhin als bildungsfeindliche Praktiker verschrieenen Cistercienser haben sich in Wahrheit schon vor dem Auftreten der Bettelmönche auch schriftstellerisch hervorgetan.

b. Sie kommen als anonyme Verfasser mhd. Gedichte in Betracht.

4. Mit der als Titel seines großen Lehrgedichtes gewählten Bezeichnung *Renner* hat Hug von Trimberg eine dem griechischen Pegasus entsprechende Vorstellung verbunden.

5. Das von Herder als Volkslied verkannte Heidenröslein ist im wesentlichen eine sein Verhältnis zu Friderike Brion symbolisierende Schöpfung Goethes.

6. Eugen Wolffs Hypothese (Zwei Jugend-Lustspiele von H. v. Kleist, Oldenburg 1898, p. X), „daß ein Dilettant in der Verskunst wie Ludwig Wieland in echt dilettantischem Streben nach vermeintlicher Harmonisierung der Form den Text“ von Kleists Familie Schroffenstein verunstaltet habe, ist abzulehnen.

7. Eduard von Bauernfeld fußt mit den auf S. 9 f. vorstehender Arbeit bezeichneten sieben bis acht Nummern seiner Gedichtsammlung Aus der Mappe des alten Fabulisten (Wien 1879, L. Rosner) auf v. d. Hagens Gesamtabenteuer.

Lebenslauf.

Ich, Erich Mai, ev. Bekenntnisses, bin als ältester Sohn des jetzigen Tischlermeisters Karl Mai und seiner Gattin Bernhardine, geb. Grönwald, am 10. März 1875 zu Berlin geboren. Nachdem ich den ersten Unterricht auf der 26. Gemeindeschule daselbst empfangen, besuchte ich seit Mich. 87 das Dorotheenstädtische Realgymnasium, seit Mich. 91 das Berlinische Gymnasium zum Grauen Kloster, wo ich Mich. 95 das Reifezeugnis erhielt.

Seitdem widmete ich mich auf der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin philologischen, historischen und philosophischen Studien. Bei den Herren Burdach, Delbrück, Dessoir, Dilthey, Friedländer, Herrmann, Hintze, H. Grimm (†), Koser, Lasson, Lenz, Rich. M. Meyer, Münch, Oncken, Paulsen, Reinhold (†), von Richthofen, Roediger, Roethe, Scheffer-Boichorst (†), Schmekel, Erich Schmidt, Simmel, Stumpf, Wagner, Weinhold (†) und von Wilamowitz hörte ich Vorlesungen. An ihren Übungen gestatteten mir teilzunehmen die Herren Dessoir, Herrmann, Heusler und Roediger. Sechs bezw. fünf Semester hindurch war ich ordentliches Mitglied des von Karl Weinhold (†), Max Roediger und Erich Schmidt geleiteten germanischen Seminars, drei Semester auch des von Paul Scheffer-Boichorst (†) geleiteten für Geschichte des Mittelalters. Am 28. Juli 1902 bestand ich die Promotionsprüfung.

Allen meinen Lehrern danke ich herzlich, und wie ich Herrn Prof. Roediger sowie dem inzwischen verstorbenen Herrn Geheimen Regierungsrat Weinhold zu Beginn der vorstehenden Arbeit meine Erkenntlichkeit ausgedrückt habe, so ist es mir an dieser Stelle Bedürfnis, Herrn Prof. Erich Schmidt gebührend zu nennen. Denn obschon er mich von der Heilsamkeit einer ersten philologischen Schulung im Altdeutschen überzeugt hat und damit aus dem anziehendsten in eins der entsagungsvollsten Gebiete der deutschen Philologie gewandt: hat er mir seine Existenz gleichwohl viele Jahre hindurch wohltätig kund gemacht. Ich sage ihm meinen herzlichen Dank.

3 0112 062014177